

Peter Mommsen

Radikal barmherzig

Peter Mommsen

Radikal barmherzig

Das Leben von **Johann Heinrich Arnold** –
eine Geschichte von Glauben und Vergebung,
Hingabe und Gemeinschaft

Mit einem Vorwort von
Eugene H. Peterson

Aus dem amerikanischen Englisch von
Christopher Groß

n[®]

NEUFELD VERLAG

Die englische Originalausgabe dieses Buches erschien unter dem Titel *Homage to a Broken Man – A true story of faith, forgiveness, sacrifice, and community* bei Plough Publishing House, Walden, New York, USA; Robertsbridge, England; Elsmore, Australien

www.plough.com

Copyright © 2015, Plough Publishing House. All rights reserved

Eine vorläufige Fassung dieses Buches erschien 2004 in limitierter Ausgabe. Die dieser deutschen Ausgabe zugrunde liegende Fassung von 2015 wurde umfangreich überarbeitet und erweitert und enthält nun einen zusätzlichen Eintrag zu Quellen, Verzeichnis von Stichwörtern und Bildmaterial

Das Epigraph von Thornton Wilder ist frei zitiert aus seinen „Dreiminutenspiele für drei Personen“ (*An Angel That Troubled the Waters*, Coward-McCann, New York 1928)



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Lektorat: Dr. Thomas Baumann, Daniel Hug

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbild sowie Bilder innen: Alle Fotos stammen mit freundlicher Genehmigung aus Familienbeständen. Copyright © 2015, Plough Publishing House. Alle Rechte vorbehalten.

Satz: Neufeld Media, Weißenburg in Bayern

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

© 2017 Neufeld Verlag Cuxhaven

ISBN 978-3-86256-078-3, Bestell-Nummer 590 078

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages

www.neufeld-verlag.de / www.neufeld-verlag.ch

Bleiben Sie auf dem Laufenden:

newsletter.neufeld-verlag.de

www.facebook.com/NeufeldVerlag

www.neufeld-verlag.de/blog

Für Christoph und Verena

Wo wärest du ohne deine Wunden?

Selbst die Engel können uns armselige und strauchelnde Erdenkinder nicht so überzeugen, wie es ein Mensch kann, der im Räderwerk des Lebens zerbrochen wurde. Nur der verwundete Kämpfer kann der Liebe dienen.

Thornton Wilder

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Vorbemerkung des Autors	13
Opa.	15
Revolution.	22
Sannerz	31
Am Scheideweg.	42
Bekehrung.	47
Der Sonnentrupp	51
Lotte	59
Vater und Sohn.	62
Reifezeit	69
Tata.	75
Eine Ankunft.	80
Nazis	87
Silum	99
Annemarie.	106
Der Abschied.	111
Vier Uhr.	119
Der letzte Brief	122
Flüchtlingshochzeit	128
Emmy Maria	132
Heliopher	141

Primavera	146
Buße	158
Alpträume	166
Unter Kindern	175
Verbannt	180
Leprakolonie	186
Vaterschaft.	196
Marianne	203
Unterwegs	211
Veränderungen.	223
Woodcrest	232
Feuerprobe.	248
Befreiung	266
Bis zum Ende.	279
Epilog	295
Dank	296
Quellenangaben	298
Stichwortverzeichnis	311

Das Leben von Heini und Annemarie Arnold
in Bildern I–XXXII

Vorwort

Eugene H. Peterson

Als Pfarrer habe ich den größten Teil meines Erwachsenenlebens damit verbracht, nach dem zu suchen, was das Leben meiner Zeitgenossen mit dem der Männer und Frauen verknüpft, von denen ich in der Bibel lese. Denn so wie die gesamte biblische Offenbarung uns als Geschichte anspricht, kann uns auch dieser Tage nur gut erzählte Geschichte die Vielschichtigkeit von Schöpfung und Erlösung in unserem eigenen Leben näher bringen.

In der neuen Biografie seines Großvaters, *Radikal barmherzig*, erzählt Peter Mommson eine Geschichte, die es verdient, im Umfeld der „größten Geschichte aller Zeiten“ platziert zu werden, als eine Erweiterung der biblischen Geschichte in die Lebensumstände unserer Zeit. Wie in den Tagen von einst beruft auch heute Gott die unwahrscheinlichsten aller Helden. Er gebraucht die unvollkommenen Menschen, um ihm die Ehre zu erweisen, und bleibt seinem Volk treu, so weit dieses sich auch von ihm entfernt haben mag.

Beim Lesen dieses Buches musste ich an Psalm 118 denken: „Der Stein, den die Bauleute verwarfen, er ist zum Eckstein geworden.“ In der Vorahnung seiner unmittelbar bevorstehenden Kreuzigung wendet Jesus diese Worte auf sich selber an. Ich fand diese Worte passend, um auch den Mann zu beschreiben, um den es in diesem Buch geht, einen Nachfolger Jesu, auch er ein „Stein, den die Bauleute verwarfen“. Auch wenn J. Heinrich Arnold nie an seiner Berufung zweifelte, Christus in Gemeinschaft mit seinen Brüdern und Schwestern zu dienen, hätte er es sich niemals ausgesucht, diese zu leiten. Und doch genau das tat er: Durch ein katastrophales Kapitel der Weltgeschichte führte er wie ein Hirte eine noch unerfahrene Gemeinschaftsbewegung, die sich dazu in einer schmerzhaften Phase ihrer eigenen Entwicklung befand. Von Natur aus demütig, mit mystischer Veranlagung und einer Ausbildung zum Landwirt, fand er sich alsbald von ehrgeizigen und manipulativen Männern an den Rand gedrängt. Aber zum Glück ist die Geschichte hier noch nicht zu Ende.

Seine Geschichte erinnert mich auch an eine andere Bibelstelle, in der Jesus seine Jünger darauf vorbereitet, was ihnen mit großer Wahrscheinlichkeit widerfahren wird, wenn sie Zeugnis ablegen von seinem neuen Leben der Liebe und Erlösung: „Die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein“ (Mt 10,36). Das vorliegende Buch eröffnet uns auch ein ganz neues Verständnis des oft gebrauchten Bonhoefferzitats von der „teuren Gnade“. Man mag sich kaum vorstellen, was Arnold von seinen Nächsten zu ertragen hatte, aber das Bild, das dabei von ihm entsteht, ist das einer außergewöhnlichen Lebensgeschichte von Treue und Vergebung: Eine Geschichte, die in einer ganzen Gemeinschaft das Feuer der ersten Liebe wieder anfachen konnte.

Eine der Auswirkungen des modernen Lebens, die die Seele am stärksten schädigt, ist das Verschleiern von Geschichte. Geschichte wird auseinandergerissen in zusammenhanglose Anekdoten, reduziert zu belanglosem Geschwätz, und aufgelöst in Formeln und Regeln. Die wenigsten der Worte, die tagtäglich über Fernsehen, Internet, Zeitungen, Plakate oder Gespräche auf uns eindringen, sind noch Teil einer Geschichte, die über das isolierte Ereignis selbst hinausgeht. Es gibt kaum noch etwas, das uns mit der Vergangenheit verbindet, in die Zukunft hineinreicht oder auf Höheres verweist. Anstatt uns mit einer tieferen Realität zu verbinden, trennen uns diese Worte und lassen uns in einer Wüste von Ereignissen und Stellungnahmen zurück.

Jedesmal aber, wenn jemand eine Geschichte gut und wahrhaftig erzählt, dient das dem Evangelium. In das Chaos von Ereignissen und Zufällen bringt das Geschichtenerzählen Licht, Zusammenhang, Bedeutung und Wert. Wenn es eine Geschichte gibt, dann müsste es doch Einen geben, der diese Geschichte erzählt – ja, es *muss* Ihn geben.

Wie Freiherr Friedrich von Hügel, der österreichische Schriftsteller und Theologe, zu sagen pflegte: „Es gibt keine Gleichen unter den Seelen.“ In der Schule habe ich voller Verwunderung gelernt, dass es keine zwei identischen Schneeflocken gibt und kein Eichenblatt dem anderen gleich ist. Wie viel einzigartiger ist doch jeder Mensch! Ein richtiges Verständnis der Bibel betont immer das spezifisch Persönliche. Der Spruch von Jesaja: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen“ (Jes 43,1), ist sowohl in meinem eigenen Leben wie auch in meinem Beruf als Pfarrer zu einem zentralen Bestandteil geworden.

Gleichzeitig untergräbt die uns umgebende Kultur ständig die Einzigartigkeit der beim Namen gerufenen Person und etikettiert diese immer als schwächlich, unerlöst, anorexisch, bipolar, alleinerziehend, diabetisch, verkopft. Diese Bezeichnungen helfen zwar dabei, gewisse Aspekte des Menschen zu verstehen, aber sobald sie eine Person beschreiben sollen, verschleiern sie genau das, was mich am meisten interessiert: die Seele, die es noch nie vorher gab und kein zweites Mal geben wird, die von Gott angesprochen wird.

Jedes Mal, wenn ein Mensch namentlich angesprochen wird und in dieser Begegnung versteht, dass er als Individuum behandelt wird – nicht als Kunde, nicht als

Patient, nicht als Wähler und nicht als Sünder –, ist das ein Dienst am Evangelium. Erlösende Liebe kann nur personenbezogen sein, nie allgemein. Christi Erbarmen ist immer auf eine bestimmte Person bezogen, und kann nie auf ein abstraktes Konzept reduziert werden.

Ein guter Autor verleiht uns Augen, die durch die Etikettierungen hindurchsehen, und Ohren, die hören, was hinter den vereinfachenden Klischees ist. Peter Mommsen ist ein solcher Autor. Am Ende des Buches werden Sie in J. Heinrich Arnold einen neuen Freund gefunden haben. Und nicht nur ihn: In diesem Buch lernen wir eine ganze Reihe von Charakteren kennen, deren Geschichten unser Bewusstsein und unsere Empfindsamkeit für das von Christus in uns gelebte Leben schärfen kann. Ich hoffe zumindest, dass Sie nach der Lektüre von *Radikal barmherzig* nicht mehr daran zweifeln werden, dass „Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt“ (Röm 8,28).

Das Böse ist nicht das größte Mysterium, auch wenn manche so denken. Die Mysterien des Guten und der Erlösung übertreffen es bei Weitem, aber Zugang zu ihnen findet nur, wer sich dem Bösen stellt. Diese Geheimnisse offenbaren sich, wenn man Wegbegleiter findet, wie die, welche auf den Seiten dieses Buches lebendig werden; in Gemeinschaften wie denen des Bruderhofs und in bescheidenen und geduldigen Hirten wie J. Heinrich Arnold.

Vorbemerkung des Autors

Dieses Buch erzählt die wahre Geschichte eines Menschen, der versucht, seiner Berufung treu zu bleiben, der – mit Bonhoeffer gesprochen – den Ruf in die Nachfolge vernimmt und weiß, dass es die *teure* Gnade ist, die in die Nachfolge ruft, teuer, weil sie das Leben kostet. Es ist nicht die Geschichte eines Superhelden mit Heiligenschein: Die folgenden Seiten zeigen, dass mein Großvater Schwächen hatte und Niederlagen hinnehmen musste. Trotzdem wollte ich in diesem Buch die Geschichte eines beispielhaften Lebens erzählen, von dem ich hoffe, dass es für den Leser genauso viel Bedeutung haben wird wie für mich.

Beim Erzählen ging es mir darum, den Blick auf entscheidende Situationen auf dem geistlichen Weg meines Großvaters zu lenken. Damit geht einher, dass ich den Anspruch einer umfassenden Vollständigkeit aufgeben musste und Dutzende von Personen und Episoden ausgelassen wurden, die in einer gewöhnlichen Biografie vielleicht erwähnt worden wären. Es bedeutet auch, dass ich den Schwerpunkt auf die prägenden Jahre meines Großvaters gelegt habe, so dass ein Großteil des Textes im Prinzip eine Reihe von Porträts meines Großvaters als junger Mann sind. (Dieses Buch beansprucht nicht, die Geschichte des Bruderhofs wiederzugeben, der christlichen Gemeinschaft, der er als Seelsorger diente.)

Mein Großvater war nie berühmt. Auch wenn sein Einfluss auf diejenigen, die ihn kannten, sehr bedeutsam war, so war der Wirkungskreis zu seinen Lebzeiten doch auf wenige tausend Menschen beschränkt. Wenn man über eine so gewöhnliche und unbekanntere Person schreibt, widerspricht es eigentlich der Grundannahme der traditionellen Biografie, ein Genre, das – wie Petrarca es ausdrückte – erfunden wurde, um die Errungenschaften „berühmter Männer“ aufzuzeichnen: der großen Staatsmänner, Helden, Genies, Verbrecher und Heiligen der Geschichte. Mein Großvater passt da nicht hinein.

Warum also seine Lebensgeschichte niederschreiben oder lesen? Weil meiner Meinung nach seine Geschichte etwas Allgemeingültiges hat: Eine Geschichte mit Bedeutung. Der Mut, die Demut und die schiere Beharrlichkeit, mit der er seiner Berufung großen Entbehrungen zum Trotz treu geblieben ist, sprechen eine tiefe Sehnsucht von

Millionen von Menschen an. Wenn das zutrifft, scheinen die herkömmlichen Kriterien wie Erfolg, Bekanntheit und Einfluss, mit denen Biografen ihre Protagonisten bemessen, plötzlich unwesentlich zu werden, ihr Wert relativiert sich. Wie sagte noch ein gewisser Rabbi vor zweitausend Jahren: „Die Letzten werden die Ersten sein, und die Ersten die Letzten.“

Bei denjenigen Geschichten, die in diese Erzählung Eingang gefunden haben, wurden Genauigkeit und Ausgewogenheit angestrebt, jedoch ohne den Erzählfluss durch eine Flut von irrelevanten Details zu stören. Zitate wurden oft verkürzt oder sprachlich an den Stil der Erzählung angepasst. In einigen Fällen habe ich die Namen von Personen geändert, die Nebenrollen in der Erzählung einnehmen. Dies ist dann bei den entsprechenden Einträgen im Stichwortverzeichnis vermerkt.

Opa

An dem Morgen, an dem mein Großvater starb, erzählte ich allen in meiner Kindergartengruppe: „Heute ist Opa in den Himmel gegangen!“ Meine Kindergärtnerin, selber eine langjährige Freundin unserer Familie, fing an zu weinen. Ich verstand ihre Tränen nicht: Wer wäre nicht stolz darauf, einen Großvater im Himmel zu haben?

Natürlich würde ich ihn vermissen. Opa und Oma lebten in einer Wohnung bei uns im Haus. Seit dem Tod von Oma vor zwei Jahren war Opa viel krank gewesen und hatte das Haus kaum mehr verlassen. Meine Mutter ist das siebte von neun Kindern. Sie ist Ärztin. Opa hatte einen Rufknopf neben seinem Bett, um sie bei Bedarf nachts zu sich zu rufen. Meine Mutter verbrachte jeden Tag ein bis zwei Stunden bei ihm im Zimmer, dabei saß sie meist an seinem Bett, während ich am Boden spielte. Am liebsten turnte und sprang ich auf seinem Bett herum und, wenn er mich ließ, auch auf ihm. Über seinem Kopfkissen war eine Art Trapez befestigt, mit dem er sich hochziehen konnte und was wie dafür gebaut schien, damit zu schaukeln, um dann plötzlich loszulassen und auf seinem Bauch zu landen.

An manchen Nachmittagen ließ meine Mutter mich dieses Trapez nicht benutzen: „Lass Opa ausruhen.“ So musste ich mich damit begnügen, einfach nur neben ihm zu sitzen. Es war wohl an einem dieser Tage, als mir das kleine schwarze Kreuz an der Wand auffiel. Es faszinierte mich, aber was ich damals noch nicht wusste: Er selber hatte es als Junge angefertigt für seine Tante Tata, die ihm wie eine zweite Mutter gewesen war.

Opa konnte stundenlang die Musik von Bach anhören. Jedesmal, wenn ich die *Matthäuspassion* höre, versetzt es mich zurück in die Zeit, als ich mithalf, ihm sein Mittagessen zu bringen: Trotz der Proteste meiner Mutter streut er so viel Salz auf

die Tomatenscheiben, dass diese wie mit Raureif bedeckt aussehen. Seine von seiner Krankheit verkrümmten Finger umgreifen den Griff der Teekanne und nachdem er den Tee in seine Tasse gegossen hat, häuft er einen Berg von Süßstofftabletten (er hatte Diabetes) auf seinen Teelöffel und verrührt sie im Tee.

Wenn er mir sagte, dass er mich lieb hatte, sprach er diese Worte auf Englisch mit voller, tiefer Stimme, ohne Hast und mit schwerem deutschen Akzent. Ich liebte sein Zimmer und die verschiedenen Gerüche darin – Spargel, Kölnisch Wasser, der Duft von Rotwein. Was ich aber am meisten liebte, war etwas, das ein Kind nie in Worte fassen oder gar erklären würde. Als Kind nimmt man es in sich auf, atmet es in vollen Zügen ein, ohne zu hinterfragen. Selbst als Erwachsener fällt es mir schwer, genau zu sagen, was es war. Ich weiß nur, was mich an die Seite seines Bettes hinzog, war über Jahre hinweg das Wichtigste in meinem Leben: Ein Ort der Sicherheit, an den ich zurückkehren konnte, wenn alles andere schiefgelaufen war.

Zwölf Jahre nach Opas Tod hörte ich anlässlich der Immatrikulationsfeier an der *Harvard University* den Universitätspräsidenten Neil Rudenstine, wie er uns auf das weitere Leben vorbereitete: „Ihr seid die Besten, die es gibt, ihr seid die Crème de la Crème“, rief er den 1600 frischgebackenen Studenten zu. Und ich glaubte ihm jedes Wort. Die nächsten drei Jahre hielt ich an diesem Glauben fest. Gleichzeitig wuchs in meiner Seele ein Tumor heran, der alles, was ich dachte und tat, in Beschlag nahm. Das war nicht die Schuld von Rudenstine, er hat nur seine Arbeit gemacht. Aber der Anfang meiner Studienzeit fiel zeitlich zusammen mit einer neuen, aggressiven Wachstumsphase des Geschwürs.

Mit großzügiger finanzieller Unterstützung ausgestattet, studierte ich mit mittelmäßigem Erfolg. Ich schrieb für das literarische Journal, trank viel, wenn sich die Gelegenheit ergab, und stellte beim Rugby und Rudern meinen Mangel an Sportlichkeit unter Beweis. Am Morgen meines einundzwanzigsten Geburtstags wachte ich in einem zerknitterten Smoking auf einem Sofa auf, verschwitzt, verkatert vom Champagner, ausgelaugt, leer und verzweifelt. Ein Gefühl von Schuld hatte mich seit Jahren mit fürchterlicher Beharrlichkeit verfolgt, und ich war immer wieder davongelaufen. Dies war das Ende meiner Flucht.

In diesem Moment, wo alles wertlos und verlogen erschien, merkte ich, dass ich eine Wahl treffen musste: Entweder würde ich jedem Rest von Aufrichtigkeit, der mir verblieben war, den Rücken kehren oder ich würde anhalten, umkehren und zurückgehen auf dem Weg, den ich gekommen war, bis ich wieder auf etwas Verlässliches und Sicheres stoßen würde.

Auf meinem Weg zurück komme ich zu meiner Urgroßmutter, der Mutter von Opa. Ich habe sie nur noch als Bild im Kopf, wie sie auf ihrem elektrischen Sitzlift die Treppe herunterfährt. Sie kommt aus ihrer Wohnung im Obergeschoss zu uns herunter und

nimmt bei uns am Frühstück teil. Neben Opa sitzend löffelt sie vorsichtig ihr gekochtes Ei aus einem Eierbecher.

Oma sehe ich auch noch vor mir. Eine warmherzige und energische Person, die schon in ihren Bewegungen Entschiedenheit ausdrückt. Vom Sofa aus liest sie uns Geschichten vor und vergisst nie, zum Geburtstag oder zu Weihnachten Geschenke mitzubringen. Sie ist streng. Einmal bin ich ihr gegenüber beim Frühstück ungehorsam. So etwas hat Opa niemals durchgehen lassen, weder bei seinen Kindern noch bei seinen Enkelkindern. Also sagte Opa zu meinem Vater: „Markus, der Junge braucht wohl mal einen Klaps auf den Hintern.“ (Dem Tagebuch meiner Mutter zufolge war ich gerade zwei Jahre alt geworden.) Doch selbst in diesem Moment hatte ich keine Angst vor Opa. Bei ihm war man immer sicher.

Kurz danach wird bei Oma Krebs diagnostiziert. Ich sehe sie noch auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer liegen, von wo aus sie die Kinder aus der Nachbarschaft auf dem Schulweg sehen kann. Oma stirbt kurz vor meinem vierten Geburtstag.

Am lebendigsten aber bleibt mir die Erinnerung an Opa. Nach Omas Tod bastele ich ihm mit meiner Cousine Norann eine Karte aus rotem Glanzpapier zum Valentinstag. „Die ist von Oma“, sagen wir, als wir sie ihm aufs Zimmer bringen. Opa nimmt sie in Empfang und strahlt über das ganze Gesicht. Er bittet uns, auf seinem Bett Platz zu nehmen, und erzählt uns Geschichten. Von dem Affen, den er sich in Südamerika als Haustier hielt; von der Fahrt auf dem Einspanner, als er eine reiche Dame durch den Dschungel kutschieren musste und das Pferd starb. Er ist ein wunderbarer Geschichtenerzähler mit ansteckendem Humor. Immer wieder muss er innehalten und warten, bis die Lachstürme seiner Zuhörer abgeebbt sind.

Rückblickend erkenne ich, dass viele meiner Cousinen und Cousins Opa viel besser kannten als ich. Meine Mutter erzählt, ich habe mich oft geweigert, ihm gegenüber Zuneigung zu zeigen. Er hatte zum Beispiel einen Teller mit Süßigkeiten auf der Kommode in seinem Zimmer. Manchmal bin ich einfach den Gang runter und in sein Zimmer gegangen, um mir eine Süßigkeit zu holen, und habe ihm nicht einmal gute Nacht gesagt. Meinen Eltern war das peinlich, er aber lachte nur und meinte: „Ist schon in Ordnung, wir leben in einem freien Land.“

Als ich sechs Jahre alt war, fing ich meinen ersten Fisch: Einen 30 cm großen Forellenbarsch. Ich spüre noch heute die Aufregung, die mich befiel, als der rote Schwimmer im Wasser verschwand. Irgendwer hat dann den Fisch für mich ausgenommen und vorgeschlagen, dass ich ihn Opa gebe – vermutlich, weil ich Fisch nicht ausstehen konnte. Er hat den ganzen Fisch gegessen. Das war einen Monat vor seinem Tod.

Während dieser letzten Tage seines Lebens verbot uns meine Mutter, auf seinem Bett zu hüpfen, und manchmal durften wir Enkelkinder nicht einmal sein Zimmer betreten. Wir sollten uns dann damit begnügen, ihn durchs Fenster hindurch zu „besuchen“. Im Garten stehend schauten wir durchs Fenster und sangen seine Lieblingslie-

der. Manchmal lag er nur still mit geschlossenen Augen da, umgeben von Sauerstoffschläuchen. Manchmal erwiderte er unsere Blicke, lächelte oder versuchte zu winken.

Nach seinem Tod lernte ich zu akzeptieren, dass Opa nicht mehr da war. Vergessen habe ich ihn nie: Alle meine Kindheitserfahrungen lebten weiter. Als ich ins Teenageralter kam, wurde mein Leben komplizierter und ich empfand immer weniger Nähe zu ihm. Ich fing sogar an, mich über das aufzuregen, an das ich mich von ihm erinnern konnte. Klar würde ich ihn immer lieben, aber wer war er überhaupt? Ich wusste natürlich, was er sein Leben lang gemacht hatte, er war Seelsorger gewesen, auch wenn er selber vermutlich diesen Begriff abgelehnt hätte. Ich wusste auch, dass die Leute ihn wegen seines Feingefühls und seiner Demut sehr schätzten. Alles das konnte mir aber nicht erklären, warum Menschen so unterschiedlich auf ihn reagierten. Warum konnte die bloße Erwähnung seines Namens selbst nach seinem Tod Leute derart polarisieren?

Die meisten Erwachsenen die ich kannte, einschließlich der Eltern meines Vaters, liebten Opa von Herzen und sprachen fast ehrerbietig von ihm. Für sie war er die wichtigste Person, der sie jemals begegnet waren. Er hatte ihr ganzes Leben verändert. Aber es gab auch andere. Es gab eine Gruppe entfremdeter Verwandter, von der es hieß, dass sie ihn und alles, wofür er stand, verachteten, obwohl sie ihn seit Jahrzehnten nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten. Und dann gab es da noch die Geschichte von dem Mordversuch durch einen Mann, den er vor Jahren seelsorgerlich begleitet hatte. Der brüstete sich damit, dass er Opa bereits im Visier seiner Waffe gehabt habe, bevor er seine Meinung änderte und eben doch nicht schoss.

Entgegen den in meinem Bewerbungsschreiben gemachten Behauptungen ging es mir an der Universität in Harvard allerdings nicht um die Liebe zum Lernen. Es ging mir um neue Macht in einer neuen Welt, einer Welt, in der ich tun und lassen konnte, was ich wollte.

Es gab Schönes: Sich beim Duft von Kardamon und Wasserpfeife im *Algier Coffee House* mit Freunden zu treffen und über Dichter wie Coleridge und Virginia Woolf die Köpfe heiß reden; mit dem afroamerikanischen Intellektuellen Cornel West in seinem Büro zu einer informellen Unterrichtsstunde zusammenkommen: Ein Gespräch unter vier Augen über soziale Gerechtigkeit, den amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr und den Bürgerrechtler W. E. B. DuBois, über seine Kindheit und Jugend als Baptist und meine eigene Herkunft aus einer religiösen Gemeinschaft. Der Charles River in der Morgendämmerung, den Glanz der aufgehenden Sonne auf dem Wasser, während ich durch Brückenbögen hindurch ruderte. Doch selbst in den besten Momenten wusste ich tief im Inneren, dass es dies nicht sein konnte. Ich wusste, woher ich gekommen war. Oma und Opa hätten niemals gewollt, dass ich ein Leben führe wie das, auf das ich zusteuerte.

Das gleiche galt für meine Eltern und den Rest der Familie. Sie hatten bemerkt, dass ich ins Trudeln gekommen war, und drängten mich, eine Auszeit von Harvard zu nehmen. Ich hatte keinerlei Interesse an diesem Vorschlag. Monatlang stritt, verhandelte und drohte ich und versuchte, sie emotional zu erpressen. Meine Eltern ließen nicht locker, so dass ich schließlich nachgab. Nach Abschluss des sechsten Semesters bestieg ich ein Flugzeug, das mich in den hintersten Winkel Nicaraguas bringen würde. Es sei an der Zeit, dass ich echte Menschen treffe, meinte mein Vater.

Ich hatte Latein, Altgriechisch und englische Literatur studiert und heuchelte nun Interesse an einem multikulturellen Abenteuer, im Innersten aber war ich alles andere als begeistert. Dennoch fand ich mich bald auf einem Bio-Bauernhof auf Ometepe wieder, einer von zwei Vulkanen gebildeten Insel mitten im Nicaraguasee, etwa eine Stunde Fahrt mit der Fähre entfernt vom Festland.

Mit der Zeit freunde ich mich mit meinen Arbeitskollegen an. Die meisten sind Tagelöhner aus dem Nachbardorf, die für 3,50 Dollar am Tag arbeiten. Ich fange an, ihr Spanisch zu lernen, was scheinbar völlig ohne Konsonanten ist. Mit Jairo und seinem Cousin Luís gehe ich auf Gürteltierjagd an den Hängen des Vulkans. Die Familie von Luís gilt als arm. Sie lebt weit oben am Berg, wo fußballgroße Lavabrocken die Felder schwer zu bewirtschaften machen. Wie die meisten Bauern der Gegend besprüht er seine Ernte und sich selbst aus einem rucksackartigen Spritzgerät mit Pestiziden, deren Wirkstoffe in Europa und den USA längst verboten sind. Ihm fallen schon die Haare aus, obwohl er bestimmt noch nicht älter als zwanzig Jahre ist.

Verglichen mit Raquel, die indianische Wurzeln hat, geht es Luís noch gut. Raquels Hütte steht nur ein paar hundert Meter von meinem Zimmer entfernt, das sich in einem für amerikanische Missionare neu gebauten Bungalow befindet. Raquel ist Mutter von sieben Kindern zwischen zwei und dreizehn. Alle Kinder leiden unter Parasiten; eines hat Malaria und die drei Jüngsten haben Hungerbäuche, wie man sie von Bildern aus dem Sudan kennt. Raquel baut auf einem kleinen Fleckchen Land Gemüse an, hat aber kein regelmäßiges Einkommen. Es gibt keinen Mann in ihrem Haus.

Bei einem Besuch beim Arzt auf dem Festland erfährt Raquel, dass sie Gebärmutterkrebs hat. Die Untersuchung ist kostenfrei, aber nicht die Behandlung. Als mein Chef von ihrem Zustand erfährt, gibt er ihr monatlich Geld für Medikamente. Der Tumor wächst aber weiter und bereits wenige Monate später stirbt Raquel unter qualvollen Schmerzen. Mein Chef und ich stehen vor einem Rätsel, nicht aber die jetzt verwaisten Kinder. Sie erzählen uns, dass die Mutter das zusätzliche Geld verwendet hat, um Essen auf den Tisch zu bringen.

Soweit ich weiß, ist an dieser Geschichte nichts Außergewöhnliches. Aber sie ereignet sich direkt vor meinem Haus.

Eine Frage, die mir meine Freunde aus dem Dorf bei jeder Begegnung stellen, lautet: *¿Por qué triste?* – „Warum bist du traurig?“ Ich bin überrascht, denn sie fragen selbst, wenn ich lache. Aber sie haben mich durchschaut und spüren meine innere Verzweiflung.

Ich weiß, dass ich weit vom Weg abgekommen bin. Es gibt Nächte, in denen meine geheimen Sünden und die Schuld, meinen Eltern das Leben so schwer gemacht zu haben, mich wie ein Fieber überfallen. Ich bin angewidert von mir selbst und fühle mich krank.

„Du Drecksack saugst die Liebe aus jedem um dich herum“, klage ich mich selber an: „Welchen Platz nehmen Luís und Raquel in all deinen großartigen Pläne für dich selbst ein? Du weißt doch, dass du nicht wegen dieses ganzen egoistischen Schwachsinn auf der Welt bist. Auf was wirst du mal zurückblicken, wenn du stirbst?“

Tief in mir ruht wie ein eingeschlossener und noch nicht aufgegangener Keim die Erinnerung daran, wie es war, bei Opa zu sein. Gerade weil diese Erinnerung aber so heilig und gefährlich ist, habe ich sie verborgen und fast vergessen.

Jetzt brauche ich sie. Ich blättere durch Opas Bücher, nicht wagend, zu viel davon auf einmal zu lesen. Ich beginne, die von ihm sehr geschätzten Schriften von Meister Eckhart zu lesen, einem Mystiker des 13. Jahrhunderts, der über Buße, Umkehr und Einheit mit Gott schrieb. Ich lese: „Niemand darf sich vorstellen, es sei unmöglich, dass Gott in seiner Seele geboren werde. Auch wenn es noch so schwer sei, es ist ohnehin Gottes Wirken.“ „Manche sagen nun, sie hätten's nicht. Da erwidere ich: Das tut mir leid! Sehnt du dich aber danach? Nein! Das tut mir noch mehr leid! Auch wenn man es nicht hat, kann man doch Sehnsucht danach haben! Und wer keine Sehnsucht hat, der kann sich doch wenigstens nach der Sehnsucht sehnen.“

„Das ist genau meine Situation“, denke ich, „aber was jetzt?“ An einem heißen Nachmittag um Weihnachten herum arbeite ich auf einem Feld, wo mein Chef probiert, Wassermelonen in kleinen Hohertragsparzellen anzubauen. Meine Aufgabe ist es, von Hand das Unkraut um die Pflanzen herum zu jäten. Der Geruch des Sees hängt schwer, süßlich und klebrig wie eine faulende Papaya in der Luft. Über mir gleiten die Fischreiher dahin, ihre Flügel strahlen weiß im Glanz der Sonne. Ich selbst fühle mich dreckig und hoffnungslos. Ich knie neben dem Beet, weinend und betend. Ich weiß gar nicht genau, was ich Gott sage, ich weiß nur, dass es mir leid tut, dass ich den Weg nach Hause finden will und bereit bin, alles dafür zu tun und alles aufzugeben.

Die Verwandlung erfolgt nicht über Nacht, aber es ist der Wendepunkt. Ich verlasse Ometepe bald danach – nicht um mein Studium abzuschließen, sondern um weiter zu suchen. Ich weiß, dass ich umkehren und Vergebung finden muss. Die Anziehungskraft, die ab diesem Zeitpunkt einsetzt, wird immer stärker. Manchmal lasse ich mich noch ablenken, versuche auszuweichen oder kämpfe mit dem Gedanken an Fahnen-

flucht. Aber ich zweifle nicht mehr an meinem Ziel. Sogar mitten im Schmerz der Selbsterkenntnis beflügelt mich die Aussicht auf ein neues Leben. Es gibt kein Zurück.

Im nächsten Sommer bin ich wieder zu Hause in Upstate New York mit meinen Cousins Chris, Priscilla und Emmy sowie meiner Schwester Marianne. Wir sind alle in unseren Zwanzigern. Wir alle haben uns ausprobiert und die damit verbundenen Fehler gemacht. Jetzt stellen wir fest, dass wir alle in die gleiche Richtung wollen, was mich überrascht. Wir finden gerade erst heraus, wo wir herkommen, stellen unseren Eltern Fragen und stöbern in den Unterlagen unserer Großeltern. Manche dabei gemachten Entdeckungen sind ernüchternd, andere erheiternd, manche machen uns wütend.

Eines Abends stehen wir an Opas Grab und fangen an, über ihn zu reden. Es ist weit nach Mitternacht und wir sind immer noch da und tauschen Erinnerungen aus: Wie er den Nazis die Stirn geboten hatte, wie er von seiner Familie getrennt und zum Arbeiten in die Leprakolonie geschickt wurde. Wie sehr wünschen wir uns jetzt, mit ihm reden zu können.

Wir alle haben andere Leute über Opa reden gehört. Manche von ihnen haben ihn als Seelsorger oder Freund gekannt und geschätzt, aber ihre Erinnerungen haben uns oft nicht berührt. Wir wollen keinen Heiligen zum Großvater. Wir wollen einen Menschen, auf den wir uns beziehen können. Es stimmt schon, er hat eine enorme Wirkung auf seine Bekannten und die Leser seiner Bücher gehabt. Aber das waren ja nur ein paar tausend Leute. Opa war nicht berühmt. Aber gerade weil er nicht berühmt war, so wie die meisten von uns es niemals zu Ruhm bringen werden, wollen wir ihm ein paar Fragen stellen. Ganz einfache Fragen, wie: „Für was bin ich hier?“, „Wie kann ich mit anderen in Beziehung treten?“, „Was ist wirklich wichtig im Leben?“, „Wie ist das mit Gott?“

In dieser Nacht wurde mir klar, dass Opa immer bei mir geblieben war. Sein einst klares Bild hatte an Schärfe verloren. Betrachtet aus wachsender Entfernung erschien es verschwommen. Jetzt aber war mir klar geworden, dass ich es würde zurückerwerben müssen, um es zu besitzen.

Als ich begann, seine Geschichte zu rekonstruieren, häufte sich nicht nur eine unerwartet große Menge an Quellenmaterial an, sondern ich erhielt auch immer mehr Antworten auf meine Fragen. Dreimal habe ich versucht, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, und dreimal musste ich aufhören. Einmal fühlte ich mich durch seine Gegenwart so grundlegend in Frage gestellt, dass ich seine Schriften einfach nicht mehr weiterlesen konnte. Es dauerte ein ganzes Jahr, bevor ich das Projekt von Neuem angehen konnte. Diese Geschichte ist noch lebendig: Sie kann einem ganz schön an die Nieren gehen.

So viel zur Entstehungsgeschichte dieses Buches. Und wie so viele Dinge, die wunderbar oder herzerreißend sind, nimmt diese Geschichte ihren Anfang in Berlin.

2

Revolution

Berlin, 1919

Nach dem Frühstück, als die Waffen kurzzeitig schwiegen, machte sich der Junge im Matrosenanzug die *Landauer Straße* entlang auf den Weg in die Schule. Auf seinem Weg musste er einen Graben passieren, den die Soldaten quer über die Straße gegraben hatten. Mit dem Aushub und den Pflastersteinen hatten sie Barrikaden errichtet und ein paar Holzplanken zum Überqueren über den Graben gelegt. Auf dem Weg in den Kindergarten lief der Fünfjährige bis zur Mitte der Planke und sah unter sich die Männer mit ihren Helmen. Wie gewöhnlich standen sie rauchend und wartend herum, denn dies war die zwischen der Regierung und den Revolutionären vereinbarte tägliche Waffenruhe, um den Schulbetrieb aufrechtzuerhalten. „Pass gut auf und beeil dich“, hatte Heinis Mutter ihm noch gesagt, „bald werden sie wieder zu schießen anfangen.“

Jeden Tag riefen die Soldaten „Guten Morgen“ zu Heini hinauf. Er mochte sie, denn sie waren fröhlich und freundlich, ganz im Gegensatz zu den fiesen Kindern aus der Nachbarschaft. Alles wegen deines Vaters, so sagten die Leute. Die anderen Männer im Viertel trugen das vaterländische Schleifchen mit den Farben der Reichsflagge am Revers: rot, weiß und schwarz. Sein Vater, Dr. Eberhard Arnold, trug das rote Band der internationalen Arbeiterbewegung. Kaum verwunderlich also, dass die Kinder Heini einen Namen hinterherschrien, den weder er noch sie verstanden: „*Spartakist! Spartakist!*“

Heini hatte keine Ahnung, dass dem revolutionär-marxistischen Spartakusbund nachgesagt wurde, zur Niederlage Deutschlands im gerade zu Ende gegangenen Weltkrieg beigetragen zu haben, noch kannte er die komplizierten Hintergründe der

Straßenkämpfe, die um ihn herum tobten. Er fragte seinen Vater, was die Hänseleien bedeuteten. „Es war mein erstes ernsthaftes Gespräch mit ihm“, erinnerte er sich später. Eigentlich war der protestantische Theologe Eberhard Arnold kein Kommunist, und Gewalt lehnte er strikt ab. Aber er war überzeugt, dass der Arbeiterklasse Gerechtigkeit widerfahren müsse, denn: „Sie haben in diesem schrecklichen Krieg am meisten gelitten.“

Heini lernte noch andere neue Begriffe kennen: „*Abdanken*“ bedeutete, dass der Kaiser sein Land im Stich gelassen hatte und nach Holland geflohen war. „*Waffenstillstand*“ bezeichnete Deutschlands schmachvolle Niederlage. „*Ermordung*“ hieß, dass die Militärs Jagd auf die Revolutionäre machten, von denen seine Eltern zu Hause sprachen, Leute mit Namen wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Beide wurden im Berliner Stadtteil Wilmersdorf, wo auch Heini lebte, festgenommen und später ermordet.

Andere Dinge bedurften keiner Erklärung. So wie die Veteranen, die in langen Reihen durch die Innenstadt marschierten und: „Wir haben Hunger!“ skandierten. Sogar die Wohlhabenden hatten in den letzten beiden Kriegsjahren fast nur Steckrüben zu essen gehabt. Gekochte Steckrüben, Steckrübenpfannkuchen, Steckrübenmarmelade mit Süßstoff, weil Zucker knapp war. Jetzt, wo der Krieg vorbei war, waren Nahrungsmittel noch knapper geworden. In den Armenvierteln verhungerten die Kinder. Heini wusste davon, weil die Erwachsenen immer wieder darüber flüsterten. Städtische Angestellte kamen, wickelten die abgemagerten Leiber in Zeitungen und brachten sie aus der Stadt heraus, um sie zu beerdigen.

Zu Hause lebte Heini mit seinen älteren Geschwistern Emy-Margret und Hardy sowie Hans-Hermann, dem ein Jahr jüngeren Bruder, und der neugeborenen Schwester Monika. Die Erwachsenen im Haushalt waren sein Vater, seine Mutter Emmy sowie deren Schwester, Else von Hollander, die alle nur Tata nannten. Der Vater arbeitete als Herausgeber beim Furche-Verlag, wo auch Tata als seine Assistentin mitwirkte. Beide verließen das Haus früh am Morgen und waren meist schon weg, wenn Heini aufstand.

Abends, wenn Schüsse durch Berlin hallten, wartete Emmy immer mit den Kindern im Wohnzimmer, bis Eberhard und Tata zurückkehrten. Wieder und wieder sprang Emmy dann nervös auf, nur um sich wieder hinzusetzen und zum zигsten Mal aufzustöhnen: „Sie sind immer noch nicht zurück!“

Einmal dauerte dieses tägliche Ritual über fünf Stunden. Erst um elf Uhr nachts hörten sie den Schlüssel im Schloss der Eingangstür. Blass erzählte Eberhard, dass die „Straßenbahn zwischen die Fronten geraten war und wir uns auf den Boden legen mussten, bis keine Kugeln mehr flogen“.

Am Donnerstagabend gingen die Kinder früher ins Bett, denn donnerstags luden Eberhard und Emmy zu „offenen Abenden“ ein und Scharen von Gästen drängten sich in Esszimmer und Salon. Heini hasste es, mit Hardy und Emy-Margret allein

oben bleiben zu müssen. Das Rattern der Maschinengewehrsalven schien aus ihrem eigenen Viertel zu kommen. Nachts hörte es sich immer viel näher an. Gleichzeitig war es aufregend, den Erwachsenen im Erdgeschoss heimlich zuzuhören. An diesen offenen Abenden wurde nicht gefeiert, sondern ernsthaft diskutiert. Die Gespräche befassten sich mit der Schwäche der Regierung, dem Bankrott der deutschen Kultur sowie den sogenannten Bolschewisten, die erst kürzlich in Russland die Macht übernommen hatten. Man sprach auch über sich selber, und Woche um Woche führten diese Gespräche zu derselben seltsamen Frage: „Was sollen wir tun?“

Keiner hätte je gedacht, dass Heini irgendetwas davon verstehen würde. Aber obwohl er noch kaum lesen konnte, konnte er aufmerksam zuhören. Stück für Stück nahm er viel von dem Gehörten auf. Er wusste, dass in der Menschenmenge im Erdgeschoss Wortführer beider sich draußen bekämpfenden Seiten waren. Eberhards Kollegen aus dem Verlag waren aus dem konservativen Lager. Heini und seine Geschwister hatten sie mit korrekten Handküssen zu begrüßen und wussten, dass Warzen und Muttermale nicht bemerkt werden durften. Diese Leute waren schwarz gekleidet mit gestärkten Kragen und akkuratem Mittelscheitel. Sie redeten sich förmlich an und lächelten selten. Heinis Mutter begrüßten sie mit „Frau Doktor“. Für Heini und seine Geschwister waren sie die „frommen Leute“. An ihrer Spitze stand Vaters Vorgesetzter, Herr Georg Michaelis, den man mit „Seine Exzellenz“ ansprach. Im Krieg war er kurzfristig Reichskanzler gewesen.

Die frommen Leute waren oft von Eberhards und Emmys „anderen“ Freunden überrascht: Künstler, Sozialarbeiter, Radikale, Studenten, Lebensreformer und Abstinenzler, Juden.

Bei dieser Bandbreite an Gästen arteten die Diskussionen oft in hitzige Wortgefechte aus. Aber die Gäste kamen weiterhin. Auch wenn man keinen Konsens fand, welches nun der direkteste Weg in eine bessere Welt sei, konnte doch keiner leugnen, dass die alte Welt zusammengebrochen war. Jeder sah, dass es einer neuen Gesellschaft bedurfte. Und Eberhard konnte diese Sehnsucht in Worte fassen.

Wann immer sein Vater das Wort ergriff, spürte Heini, wie eine gewisse Aufregung aufkam: „Wir, die Menschen von heute, brauchen eine Umwälzung, eine vollständige Umkehrung und Umwertung aller Normen und aller sozialen Zustände. ... Die Antwort wird in den Lehren Jesu zu finden sein.“

Viele Gäste reagierten mit unverhohlener Skepsis: „Ist das realistisch? Können wir wirklich eine Gesellschaft auf Grundlage der Goldenen Regel aufbauen? ‚Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst‘? Grenzt das nicht an Fanatismus? Wie ist es möglich, das man seinen Feind wirklich liebt?“

Etwa um die Zeit dieser Debatten beschloss Eberhard Arnold, neben seiner publizistischen Arbeit auch wieder öffentliche Vorträge zu halten. Von Jugend an hatte er bei Veranstaltungen der Heilsarmee Evangelisierungsvorträge gehalten. Damals

waren seine Eltern entsetzt gewesen. Sein Vater hatte Eberhards öffentliches Auftreten als Skandal bezeichnet, der ihn zwingen würde, seine Professur niederzulegen – was allerdings nicht eintrat. Jetzt, wo Eberhard selber Vater war, nahm er seine Söhne mit zu den Veranstaltungen der Heilsarmee in den Armenvierteln Berlins. Am meisten beeindruckte Heini die im vorderen Teil des Versammlungsraums aufgestellte Bußbank. Aus dem Publikum kamen Männer und Frauen nach vorne, um darauf zu knien. Falls sie zu betrunken waren, wurden sie von einem Offizier der Heilsarmee gestützt. Während sie flüsternd ihre Sünden bekannten, spielte die Blaskapelle und die Menge schmetterte Erweckungshymnen. Die Kinder spekulierten: „Was meinst du hat diese Frau gebeichtet? Lange genug gedauert hat es ja.“

Eberhard Arnolds Vision aber reichte bereits weit über Erweckungstreffen hinaus. Manchmal fand Heini den weichen grünen Teppich in Mutters Salon mit Plakaten übersät vor. Auf diesen prangten in großen schwarzen Lettern Vaters Themen wie: „Weltrevolution und Welterlösung“, „Der Bankrott des religiösen Systems“, „Nietzsches Kampf gegen das Christentum“, „Die Not und Knechtung der Masse“, „Jesus und der Zukunftsstaat“, „Menscheitskultur und Christusreich“, „Das Gottsuchen in der modernen Jugend“ oder „Wege der Jugend zur Lösung der sozialen Frage“. Manchmal durften auch die Kinder zu einer Vorlesung mitkommen. Wie stolz waren sie dann auf ihren Vater, wenn seine tiefe Stimme den Saal füllte! Manchmal kamen über tausend Zuhörer, aber in Eberhards Stimme war keine Spur von Nervosität zu hören. Wenn er den Versammlungsraum vom Rednerpult nach hinten und dann wieder zurück nach vorne durchschritt, schien er jeden Zuhörer persönlich zu einer Antwort auf seine Fragen aufzufordern: „Und wo stehst *du*? Auf wessen Seite bist du? Wie wirst du dein Leben verändern?“

Eberhard Arnold war bekannt als einer, der sich seine eigenen Predigten zu Herzen nahm. In der Tat war er selber gerade dabei, seinen Lebensstil und den seiner Familie auf neue und unbequem radikale Überzeugungen auszurichten. Die Gier und soziale Ungerechtigkeit der Vorkriegsjahrzehnte hatten seiner Meinung nach den Tod von Millionen von Menschen verursacht. Als Zeichen ihrer Solidarität mit der Arbeiterklasse versuchten er und seine Frau Emmy ihre Privilegien aufzugeben. Die beiden weiblichen Hausangestellten wurden gebeten, das herrschaftliche Schlafzimmer zu beziehen, während Eberhard und Emmy in die Bedienstetenräume umzogen. Die beiden Mädchen wurden außerdem eingeladen, mit am Familientisch zu sitzen, anstatt in der Küche zu essen. Zunächst murrten sie über die neu zu erlernenden Tischsitten, sahen aber bald die Vorteile der neuen Verhältnisse. Tata und Emmy übernahmen den Abwasch und Eberhard erklärte, dass er die allabendliche Schuhpflege des gesamten Haushalts erledigen werde. Als er dies eines Abends vergaß, klopfen die Bediensteten am nächsten Morgen vorwurfsvoll an der Tür seines Arbeitszimmers: „Herr Doktor, unsere Schuhe ... Herr Doktor haben vergessen, sie zu putzen.“

Im Frühjahr 1919 ebften die Straßenkämpfe ab. Neue Regierungstruppen hatten die Aufstände niedergeschlagen. Bei den Arnolds zu Hause aber hatten die Veränderungen erst angefangen. Eines heißen Sommernachmittags standen Emmy und die Kinder auf dem Balkon und warteten auf Eberhard, der auf der Rückreise von einer Studentenkonferenz war. Da war er ja endlich. Eindeutig erkennbar kam er die Straße herauf. Aber wo hatte er seinen schwarzen Straßenanzug, den steifen Hemdkragen, die Krawatte und die Aktentasche gelassen? Stattdessen trug er ein einfaches Hemd, kurze Hosen und Wanderschuhe. Die Jacke trug er unterm Arm, der Kragen war weit aufgeknöpft. Mehr noch – das konnte doch nicht wahr sein –, er trug nicht einmal Strümpfe! Nicht wissend, ob sie lachen oder weinen sollte, fing Emmy beides gleichzeitig an. „Aber mein Ebbo, was in aller Welt machst du denn?“, rief sie auf die Straße hinunter. Eberhard rief ein lautes Hallo und lachte herzlich.

Als er im Haus war, konnten die Kinder ihre Augen nicht von ihrem plötzlich so exotisch aussehenden Vater abwenden. Währenddessen erzählte Eberhard seiner Frau aufgeregt, was er auf der Studentenkonferenz erlebt hatte. Beide hatten seit Monaten immer wieder den Namen Jugendbewegung gehört, aber dies war die erste direkte Begegnung gewesen. Die Köpfe der Bewegung waren überwiegend junge Männer, die von der Front zurückgekehrt waren. Den Krieg nannten sie ein Verbrechen. Scheinheiligkeit war ihnen verhasst. Was war schon gut an einer „Zivilisation“, die Bajonette und Giftgas erfunden hatte? Wie gottgefällig war ein Pfarrer, der tödliche Bomben segnete?

Den Mitgliedern der Jugendbewegung schwebte eine Gesellschaft vor Augen, die frei von Klassenunterschieden sein und in der jeder in Harmonie und Liebe leben würde. Sie verabscheuten die Trostlosigkeit des Stadtlebens genauso wie die soziale Enge von Kleinbürgertum und Kirchen und die Arroganz der deutschen Universitäten. Sie träumten von (und gründeten in vielen Fällen) Siedlungen, Volkshochschulen und Landerziehungsheime. Sie ließen ländliche Bräuche wieder aufleben und lehnten Konformität ab. „Ihr solltet sie sehen“, erzählte Eberhard seinen staunenden Kindern, „wenn sie durch die Wälder streifen. Mit Decken und Kochtöpfen am Rucksack wandern sie umher, schwenken die Wimpel ihrer jeweiligen Gruppe, kochen draußen und schlafen unter den Sternen oder in Scheunen. Abends“, fuhr er fort, „machen sie ein Lagerfeuer und tanzen drum herum.“ Um ihre Verachtung für die bürgerlichen Mode zu zeigen, trügen die Männer das, was er heute anhatte, und die Frauen bauerliche Tracht mit farbenfrohen weiten Röcken.

Die Deutsche Jugendbewegung nach dem Ersten Weltkrieg hatte so viele verschiedene Richtungen, dass es unmöglich war, sie leichthin zu definieren. Es gab katholische, evangelische, jüdische und neuheidnische Gruppen; Zionisten und Kommunisten, Anarchisten, Mittelalter-Romantiker, FKKler, Feministen, Völkische und Deutschnationale. Was die Besten unter ihnen auszeichnete, erklärte Eberhard seinen Kindern, war, dass sie alles hinterfragten: „Ist es echt oder ist es falsch?“ Wenn etwas

für echt und wahr befunden wurde, übernahm man es. Dieser Gedanke alleine schon hatte Eberhard im Herzen so sehr überzeugt, dass er mitmachen wollte.

Während er sprach, wurde Eberhard immer aufgeregter, ähnlich wie bei seinen Evangelisationsvorträgen bei der Heilsarmee. Aber Emmy musste nicht mehr überzeugt werden. Ab diesem Tag trug kein Familienmitglied mehr die ansonsten übliche Kleidung. Auch Tata nicht mehr. Als Zeichen der Solidarität mit der Arbeiterbewegung färbte sie ihre Büroluse mit roter Tinte und schon bald brachte sie Freunde zu den spontanen Volkstänzen mit, die in den Parks von Berlin stattfanden.

Auf der Arbeit sorgten Eberhards neue Kleidung und sein Eintreten für soziale Gerechtigkeit und Frieden, gegen Klassenunterschiede und den Krieg für Aufsehen. Genau zur selben Zeit aber rief Seine Exzellenz, Herr Dr. Michaelis, die pietistischen Kreise auf, die rechtskonservative Deutschnationale Volkspartei zu unterstützen. Er machte Eberhard unmissverständlich klar, dass sein „Fanatismus“ seiner Karriere nicht dienlich war.

Eberhard aber war nicht an Karriere interessiert. Er war auf der Suche nach einem „vollkommen neuen Leben“. Inspiration dazu fand er vor allem bei den jüdischen Propheten der Bibel und ihrer Vision eines friedlichen Königreichs. Auch ein anderer, zeitgenössischer Visionär faszinierte ihn: Gustav Landauer. Der Anarchist, Pazifist, Mystiker und Verfasser des vielbeachteten Buches „Aufruf zum Sozialismus“ glaubte fest daran, dass die Zeit gekommen war, die Vision der Propheten in eine konkrete Realität umzusetzen. Landauer schlug die Errichtung von sich selbst versorgenden ländlichen Siedlungen vor. Diese sollten der Nährboden für eine neue Gesellschaft werden. (Während der gewaltsamen Niederschlagung der Münchner Räterepublik im Mai 1919 wurde Landauer im Gefängnis München-Stadelheim von Freikorpsoldaten ermordet.)

Selbst in den besten Geschäften waren Lebensmittel knapp, fade und teuer. Großbäckereien mischten Sägemehl in den Teig, so dass Kinder Magenschmerzen bekamen, wenn sie Brot aßen. 1920 waren die Arnold-Kinder mit einer Ausnahme so unterernährt, dass sie in der Schule Extrarationen durch die englischen Quäker bekamen. Die eine Ausnahme war Heini, der für sein Alter sehr groß war. Da zählte es auch nicht, dass er genauso unterernährt war wie Hardy und Emy-Margret, die angefangen hatten, sich Sorgen zu machen, dass im Himmel zu viel Harfe gespielt und nicht genug gegessen würde. So musste der sechsjährige Heini sich jeden Morgen an die Seite stellen und zusehen, wie die anderen für ein Frühstücksbrötchen und einen Becher heißen Kakaos anstehen durften.

Glücklicherweise hatten die Arnolds, wie ähnlich wohlhabende Familien, die Möglichkeit, weiterhin einen Schrebergarten außerhalb der Stadt zu mieten. Vor dem Krieg hatte man dort Rosen gezogen. Jetzt wurden hier zwei Milchziegen gehalten und Kar-

toffeln und Radieschen angebaut. Eberhard pflanzte Tomaten an, die damals noch als exotisches Gemüse galten und als *Liebesäpfel* bezeichnet wurden. Emmy servierte sie Gästen als seltene Delikatesse, zum großen Vergnügen der Kinder, die auf die unfreiwilligen Grimassen der Gäste warteten, sobald diese feststellten, dass diese „Äpfel“ etwas anders schmeckten.

Dem Vater beim Bestellen der Gartenbeete zu helfen, machte ebenso viel Spaß, wie die dazwischenliegenden Zugangswege platt zu trampeln. So hüpfen die Kinder ihrem Vater hinterher, wenn dieser beidbeinige Sprünge machte und dazu singend reimte: „Das Känguru, das Känguru! Das macht die Augen auf und zu.“ Während der Vater danach die Pflanzen zuschnitt oder jätete, spielten die Kinder im Gartenhäuschen. Es war ein ideales Spielhaus: gerade groß genug für einen kleinen Kamin und einen Tisch mit Stühlen drum herum.

Eines schönen Nachmittags kam die Familie am Schrebergarten an und fand eine Wäscheleine durch den Garten gehängt, auf der Wäsche flatterte. Eberhard ging zum Gartenhäuschen und klopfte an. Die Tür öffnete sich und heraus kam der Anarchist Fritz Schwalbe, ein entfernter Bekannter, der gelegentlich Eberhards Vorträge besuchte.

„Ich bin doch etwas überrascht, Sie hier anzutreffen“, meinte Eberhard etwas irritiert, streckte aber die Hand zum Gruß aus.

„Aber Dr. Arnold, jeder weiß doch, dass Sie Privateigentum ablehnen. Und deswegen ... sind wir hier eingezogen!“

Eberhard lächelte und erwiderte nichts. Weil aber Fritz in Begleitung einer jungen Frau eingezogen war, mit der er nicht verheiratet war, durften die Kinder den Schrebergarten nicht besuchen, solange die beiden dort wohnten.

Mittlerweile verlor auch das Zuhause der Arnolds immer mehr sein großbürgerliches Ambiente. Die vormals wöchentlich stattfindenden Abendveranstaltungen wurden zur dauerhaften Einrichtung. Die schwarzgekleideten Frommen kamen kaum noch. Stattdessen kam eine andere Art von Gästen: obdachlose Kriegsveteranen und ehemalige Prostituierte, die versuchten, ihr Leben wieder auf die Reihe zu bringen. Und natürlich die *Wandervögel*, wie die jugendbewegten Wanderer genannt wurden. Vorbei war die Zeit der Handküsse, Knickse und ehrerbietigen Titel. Man sprach sich mit Vornamen an. War das Wetter gut, bevölkerten die Gäste den Vorgarten: Manchmal zum Tanzen, manchmal, um mit den Kindern Heini, Hardy und Emy-Margret Kreisspiele zu spielen. Das Beste war, dass die Gäste oft über Nacht blieben. Dann schliefen sie auf den Esszimmerstühlen oder auf den Sofas im Salon.

Im März 1920 gab es während des Kapp-Putsches wieder Gewalt auf den Straßen. Die Arbeiterparteien reagierten mit einem Aufruf zum Generalstreik. An einem der folgenden Tage kündigte Kapitänleutnant Helmut von Mücke, ein hochdekorierter Marineoffizier, seinen Besuch an. Über einer Tasse Kaffee schlug er Eberhard vor, das von

den Putschisten geplante und neu zu gründende Jugendministerium zu übernehmen. Eberhard lehnte ab: „Meine Berufung ist eine andere.“ Im weiteren Verlauf des Putsches tat er alles in seiner Macht stehende, um Blutvergießen zu verhindern. Er lud die ihm auf beiden Seiten bekannten Akteure zu sich nach Hause ein und versuchte, sie zu beruhigen. Emmy bot ihre ganze Kunst als Gastgeberin auf, um sicherzustellen, dass die verfeindeten Parteien nicht direkt aufeinandertreffen würden. Am Ende des Putsches hatte er die örtliche Abordnung der Kommunisten soweit überzeugen können, dass sie ihre „schwarze Liste“ der zu liquidierenden Armeeoffiziere reduziert hatte.

In den Wochen, die auf den gescheiterten Kapp-Putsch folgten, wurden die abendlichen Diskussionsrunden bei den Arnolds noch hitziger. „Wir haben lange genug geredet. Wir müssen endlich handeln!“ „Gewiss. Aber wie?“ Zunehmend wurde man sich einig, dass es nicht ausreicht, alte Sitten, Bräuche und Ideen über Bord zu werfen. Die eigentliche Grundlage der bürgerlichen Existenz – das Privateigentum – muss aufgegeben werden. Denn was bedeutet Jesu Gebot, „deinen Nächsten wie dich selbst“ zu lieben, wenn nicht, dass der Nächste denselben Zugang zu Erziehung, Gesundheitsversorgung, Wohnraum und Nahrung hat?

Eines Tages tauchte ein Arbeiter mit einem Umschlag in der Hand an der Haustür auf. Er hatte Eberhard bei einem seiner öffentlichen Vorträge gehört. Er wurde in den Salon geführt und gebeten, Platz zu nehmen. Als Eberhard dann selber in den Salon kam, war der Arbeiter bereits wieder im Begriff zu gehen. „Dr. Arnold, ich bin vorbeigekommen mit einer Spende für ihre Arbeit. Aber jetzt, wo ich hier bin“ – er blickte auf die teuren Möbel im Raum –, „sehe ich, dass dafür kein Bedarf ist.“ Und er ging. Wochenlang sprach Eberhard schamerfüllt über den Vorfall.

Wie sollte man die erste christliche Gemeinde in Jerusalem verstehen, die in der Apostelgeschichte erwähnt ist? Dort heißt es: „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. ... Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt. Denn alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon so viel zugeteilt, wie er nötig hatte.“ War nicht eine solche Gemeinde die Antwort auf alle ihre Fragen?

Von nun an drehten sich die Diskussionen um die Frage, wo sich eine solche Siedlung am besten entwickeln würde. „In der Stadt“, meinten die wohlhabenden bürgerlichen Idealisten, „dann können wir an den sozialen Brennpunkten helfen.“ „Auf dem Land“, meinten die radikalen Proletarier: „... damit die Arbeiterkinder in einer gesunden Umgebung aufwachsen können, nicht in den Slums.“

Am Ende kam die Entscheidung durch den Kinderarzt der Familie: Heinis vierjähriger Bruder, Hans-Hermann, der früher voller Energie durchs Haus gerannt war, konnte wegen der schlechten Ernährung nicht mehr laufen, sondern robbte mithilfe seiner Arme durchs Haus. Auch die anderen vier Kinder der Arnolds, besonders

Monika, die Jüngste, waren in schlechter gesundheitlicher Verfassung. „Eure Kinder sind gefährdet“, hatte der Arzt Emmy gewarnt: „Holt sie aus der Stadt raus. Sie brauchen saubere Luft und gesunde ländliche Nahrung.“

Und so trafen verblüffte Freunde Anfang Juni 1920 die Arnolds dabei an, wie sie ihre Sachen zusammenpackten, um die „sterbende Weltstadt“, wie Eberhard es nannte, zu verlassen. Ihr Ziel war ein kleines Dorf in der Nähe von Schlüchtern, in einer ländlichen Gegend, in der es bereits Gemeinschaftssiedlungen, Volkshochschulheime und ähnliche sozialreformerische Projekte gab. Schlüchtern war bekannt als Sammlungsort der „neuen deutschen Jugend“. Darüber hinaus war es auch Heimat von Georg Flemmig, einem Wesensverwandten, der Eberhard eingeladen hatte, mit ihm zusammen einen Verlag ins Leben zu rufen.

„Was soll aus den Kindern werden? Wo werdet ihr wohnen?“, fragten besorgte Verwandte. Sie wussten zwar, dass die Arnolds eine leerstehende Villa gefunden hatten, aber der Besitzer zögerte und die provisorische Unterkunft, die Eberhard ausgemacht hatte, war geradezu lachhaft. Drei kleine unmöblierte Zimmer hinter einem Landgasthof auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Arnolds blieben unbeirrbar. Sie waren fest entschlossen, alles aufzugeben. Es wurde sogar gemunkelt, sie hätten sich ihre Lebensversicherungen bar auszahlen lassen.

Die Frau Seiner Exzellenz, Frau Michaelis, besuchte Emmy nochmals, um sie davon abzubringen, mit Eberhard mitzugehen, sollte er wirklich diesen „ungewöhnlichen Schritt“ machen. Es gelang ihr nicht. Wie Frau Michaelis später einer gemeinsamen Freundin anvertraute: „Sie ist noch fanatischer als er! Da können wir nichts mehr machen.“

3

Sannerz

Juni 1920

Die Kinder stiegen aus dem Zug und standen in der Abendsonne des Junitages auf dem Bahnsteig. Dort wurden sie schon von ihren winkenden Eltern erwartet, die bereits einige Tage vorher angereist waren. Eberhard hatte ein Pferdefuhrwerk gemietet, um das Gepäck in ihr neues Zuhause zu bringen. Während die Kinder auf den Wagen kletterten, setzte Emmy jedem von ihnen einen aus Kornblumen gewundenen Kranz auf den Kopf. Auch das Fuhrwerk hatte sie mit Blumen geschmückt.

Es war ein idealer Abend für einen Jungen aus der Großstadt, um zum ersten Mal aufs Land hinaus zu fahren. Glühwürmchen leuchteten in den Hecken, und ein Vogel ließ sein Rufen aus dem dunklen Wald ertönen. Heini war überwältigt von diesem übernatürlichen, fast zauberhaften Anblick.

Bei der Fahrt durch das erste Dorf holte ihn die Realität wieder ein: Dampfende Misthaufen – hervorragender Dünger – markierten die Einfahrten zu jedem Gehöft. Das also war das Landleben: Ein Märchen mit einer besonderen Duftnote.

Der Wagen kam in einem kleinen Dorf zum Stehen und es war Zeit zum Absteigen. Aber wo war ihre Wohnung? „Mir nach“, rief Emmy ihren Kindern zu und führte sie zur Rückseite des Gasthofes. Von dort ging es über eine wackelige Stiege nach oben. Hier war ihr neues Zuhause: drei Räume, die zuvor als Sattlerei und zum Lagern von Äpfeln gedient hatten. Hardy und Emy-Margret starrten begeistert auf die unverkleideten Dachsparren und die rauen Dielen. Es war so ganz anders als in Berlin. Dazu die Gerüche: überreife Äpfel und leichter Gestank aus dem darunterliegenden Schweinestall.

Stichwortverzeichnis

(In den Einträgen des Stichwortverzeichnisses steht „JHA“ anstelle von „Johann Heinrich Arnold“.)

A

- Abendmahl 246
Addams, Jane 220
Agnostizismus, Agnostiker 134, 151
Albert (Wohlfahrt) 192
Alm Bruderhof. *Siehe Silum (Liechtenstein); Siehe Silum (Liechtenstein)*
Amische 69, 241
Anarchismus, Anarchist 26, 27, 28, 43, 70, IV
Antisemitismus 42, 46, 88, 141, 252, 271
Arbeiterbildungsverband 134
Argentinien 155
Arnold, Anneli (JHAs Tochter, Maria, verheiratete Maendel) 168, 184, 195, 208, 242, 271, XXVII, XXX
Arnold, Annemarie, geb. Wächter (JHAs Ehefrau) 78, 80, 191, 267, VIII, IX
– Herkunft 302,
– Krankheit und Tod 290,
– Mutter, in der Rolle als 132, 203, XVI
– Zeit des Kennenlernens und Heirat (J. Heinrich Arnold) 97, 100, 106, 126, 128, XIII
Arnold, Carl Franklin (JHAs Großvater) 35
Arnold, Eberhard (JHAs Vater)
– Bruderhof Mitgründer 32, IV
– geistliche Leitung 48, 59, 74, 115
– Herkunft 35
– Nationalsozialismus, Widerstand gegen 86, 90, 93, 100, 115
– Tod 119
– Vater, in der Rolle als 28, 38, 52, 56, 62, 98, 103, 118, II
Arnold, Edith, geb. Boecker (JHAs Schwägerin) 120, 157, 180, XIII
Arnold, Edith (JHAs Tochter, verheiratete Moody) 181, 195, 221, 242, XXX
Arnold, Else (JHAs Tochter, verheiratete Winter) 211, 221, 262, XXVII, XXX
Arnold, Emmy geb. von Hollander (JHAs Mutter) 253, VIII
– als alte Frau 16
– Bruderhof Mitgründer 32, IV
– Gemeindeleitung 160, 196
– Herkunft 34, 96
– im Alter 231, 291, XXVII, XXVIII, XXX
– Mutter, in der Rolle als 46, 51, II
– verwitwet 1935 119, 122, XIV
Arnold, Emmy, geb. von Hollander (JHAs Mutter) 183
Arnold, Emmy Maria (JHAs Enkelin, verheiratete Blough) 289
Arnold, Emmy Maria (JHAs Tochter) 292, , XVI
Arnold, Emy-Margret (JHAs Schwester, verheiratete Zumpe) 23, 62, II, III, IV. *Siehe auch Zumpe, Emy-Margret*
Arnold, Hans-Hermann und Gertrud (JHAs Bruder und Schwägerin) 23, 62, 121, 125, 182, 200, 230, 253, 265, 276, III, IV, XIV
Arnold, Hardy (JHAs Bruder)
– Eberhard Arnold (Hardys Vater) und 120, 122
– Gemeindeleiter, in der Rolle als 122, 125, 133, 152, 155, 163, 228
– Heirat (Edith Boecker) 120, XIII
– J. Heinrich Arnold und 63, 71, 261, 276, XXIII

- Kindheit und Jugend 23, 60, 62, 112, II, III
 - Paraguay und 153, 160, 170, 180, 187
 - Arnold, Heinrich (JHAs Enkel) 288
 - Arnold, Johann Christoph und Verena geb. Meier (JHAs Sohn und Schwiegertochter) 184, 191, 195, 199, 209, 211, 216, 223, 242, 263, 271, 286, 290, 293, XVIII, XXIII, XXIX, XXX, XXXI
 - Arnold, Johann Heinrich XXVIII
 - als Buchautor 282, 288
 - Bekehrung 47, 59
 - Bürgerrechtsbewegung und 268
 - Eberhard Arnold (Vater) und 28, 38, 52, 56, 62, 98, 103, 118, 121
 - Geburt 36, II
 - geistliche Leitung 134, 160, 228, 237, 266, 281
 - Hans Zumpe (Schwager), Beziehung zu 70, 74, 125, 163, 249
 - Kindheit und Jugend 22, 71, II, III, IV, V, VI
 - Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen und 113, 270
 - landwirtschaftliche Ausbildung 106
 - Lehrer und Pädagoge 100, 175
 - Leprakolonie Santa Isabel, in der 186, XXI
 - Mitgliedschaft beim Bruderhof 75, 187
 - Nationalsozialismus, Widerstand gegen 84, 88
 - Paraguay 152, XIX, XXII, XXIII
 - Schule 33, 41, 54
 - Taufe 61
 - Vater, in der Rolle als 132, 195, 196, 203, XVI, XXVII
 - Verbannung aus Primavera 180, XX, XXI
 - Zeit des Kennenlernens und Heirat (Annemarie Wächter) 97, 100, 106, 128, XIII
 - Arnold, Lisa (JHAs Tochter, verheiratete Maas) 191, 195, XXX
 - Arnold, Maria. *Siehe Arnold, Anneli (JHAs Tochter, Maria, verheiratete Maendel)*
 - Arnold, Marianne (JHAs Tochter) 203, XXII
 - Arnold, Monika (JHAs Schwester, verheiratete Trümpi) 23, 30, 52, 265, 277, 278, III, IV
 - Arnold, Monika (JHAs Tochter, verheiratete Mommsen) 211, 221, 242, 262, 272, 290, XXVII, XXX
 - Arnold & Porter LLP (Rechtsanwaltskanzlei) 214
 - Arnold, Roswith (JHAs Tochter, verheiratete Mason) 184, 195, 208, 216, 242, 292, XVI, XVIII, XIX, XX, XXV, XXX
 - Arnold, Thurman und Frances 214, 308
 - Arno (Martin). *Siehe Martin, Arno und Ruth*
 - Ashton Fields Farm (England) 129, 130, 132, 146, XIV, XV, XVII
 - Astor, Lady Nancy 305,
 - Asunción (Paraguay) 155, 186, XXVIII
 - Atheismus, Atheist 239, 270, 271, 295
 - Atlantikschlacht (2. Weltkrieg) 152
 - Augustinus von Hippo, Heiliger 99
 - Avila Star (Passagierschiff) 306, , XVIII
- B**
- Bach, Johann Sebastian 15
 - Barth, Georg 98, VI, XXVIII
 - Gemeindeleiter, in der Rolle als 126, 133, 163, 166, 180, 183
 - Heirat (Monika von Hollander) 66
 - Pädagoge 60, 65
 - Versöhnung mit JHA und 261, 265, 273
 - Barth, Heidi. *Siehe Zumpe, Heidi, verheiratete Barth*
 - Barth, Karl 141, 302,
 - Barth, Monika, geb. von Hollander 36, 60, 97, 138, IV
 - Beels, Francis 195
 - Beethoven, Ludwig van 241
 - Bergpredigt 33, 212, 224
 - Bhagavad-Gita 235
 - Biddle, Francis 217
 - Bindehautentzündung 156
 - Birmingham (England) 132, 136
 - Blough, Dwight und Norann 235, 245, 271, 280, XXVIII
 - Blough, Emmy Maria. *Siehe Arnold, Emmy Maria (JHAs Enkelin, verheiratete Blough)*
 - Blue Star Line 149, 153
 - Blumhardt, Johann Christoph 141, 149, 152, 173
 - Boat People (Flüchtlinge aus Südostasien) 284

Boecker, Edith. *Siehe Arnold, Edith, geb. Boecker (JHAs Schwägerin)*
 Boeke, Kees und Betty 45, 301,
 Boettner, Juan 168
 Boller, Hannes 280
 Bolli, Dorli 182, 280
 Bolschewisten 24, 35
 Bonhoeffer, Dietrich 13, 113, 141, 303,
 Brasilien 153
 Braun, Adolf 202
 Bridgwater, Freda, verheiratete Dyroff 305,
 Brinton, Anna 219
 Bromismus, Bromid (als Medikament) 161,
 167, 273, 306
 Bruderhof 74, 75, 113, 245, 284
 Buber, Martin 71, 302,
 Buenos Aires 153, 260
 Bulstrode (England) 250, 261
 Bultmann, Rudolf 301,
 Burlison, George 237
 Burn, Maureen 282, 307

C

Caine, Norah 176
 Catholic Worker 234, 308
 Catskill Mountains 232
 Cavanna, Peter 152
 Céréssole, Pierre 220
 Chandy, Acharya K. K. 234
 Chaney, James 268
 Chávez, César 235
 Cirencester (England) 129, 137
 Civilian Public Service 235
 Clement, Bob und Jane Tyson 228, 235
 Colonia Santa Isabel. *Siehe Santa Isabel (Leprakolonie)*
 Community Playthings 236
 Cooper, Samuel 218
 Corcovado (Rio de Janeiro, Brasilien) 153
 Cosmic View (Buch) 43
 Cotswold Bruderhof. *Siehe Ashton Fields Farm (England)*
 Cotswolds (England) 129
 Coventry (England) 149

D

Dalgas, Trudi. *Siehe Hüssy, Trudi, geb. Dalgas*
 Dapson (Antibiotikum) 190
 Darmstadt 119

Darvell (England) 282
 Davies, Cyril und Margot 160, 163, 166, 184,
 260, 265, 282, XIX
 Day, Dorothy 234, 308
 Dietrich, Marlene 228
 Dittus, Gottliebin 142
 Domer, Richard 269
 Dora (Wingard). *Siehe Wingard, Dora*
 Doris Duke Foundation 228
 Dostojewski, Fjodor 84
 Dow Chemical 235
 Dürer, Albrecht 72
 Dyroff, Freda. *Siehe Bridgwater, Freda, verheiratete Dyroff*

E

Eckhart, Meister 20, 92, 99, 181, 288
 Ehrlich, Hela 288
 El Arado (Uruguay) 229
 Ellen (Keiderling). *Siehe Keiderling, Ulrich und Ellen*
 Ernst (Rottmann) 83
 Estancia Primavera (Paraguay). *Siehe Primavera (Paraguay)*
 Evans, Gwynn 150, 167, 186, 228, 240, 249,
 258, 263

F

Fellowship of Reconciliation. *Siehe Versöhnungsbund*
 Fidaz (Schweiz) 72
 Fiehler, Hans 40
 Fisher, Kapitän John 153
 Flemmig, Georg 30
 Fletcher, Stanley 151, XV, XXII
 Ford, Donna 245
 Fordham University 238
 Fox, George 219
 Franziskus von Assisi, Heiliger 53, 72, 190
 Friedensvereinigung 134, 136
 Fritz, Terry 284
 Fröbel, Friedrich 304,
 Fros, Jan 179
 Fulda 87
 Furche Verlag 23

G

Gaflei (Liechtenstein) 304,
 Gail, Karl 48, 55

Gandhi, Mohandas 136, 220, 235
 Gehringhof (zionistische
 Ausbildungsstätte) 303,
 Geiselnahme von Teheran 284
 Geisteszustand, Geisteskrankheit 168, 274
 Gemeinschaftssiedlungen, Kommunen 30,
 134, 235
 Germantown (Stadtteil von Philadelphia) 223
 Giovanna (Wood). *Siehe Wood, Giovanna*
 Girbinger, Christel 44, 62, 301, , III
 Gleichheit 266
 Gneiting, Alfred 55, 57, 95, 121, 126, 130,
 149, 257, XVIII
 Goodman, Andrew 268
 Gorki, Maxim 305,
 Graham, Alan 305,
 Gran Chaco (Paraguay) 156
 Greaves, Dorie 229
 Grete (Pseudonym) 92, 97

H

Hans im Glück. *Siehe Fiehler, Hans*
 Harries, Jennie 178, 185
 Hashomer Hatzair (Zionistische
 Jugendgruppe) 305,
 Headland, Charles 150
 Heiligabend 108, 192, 221
 Heilsarmee 24, 136, XIV
 Heimatschutz, britischer (Home Guard) 148
 Heinrich Seuse 92
 Helene (Pseudonym) 254
 Heliopher (Sage) 294,
 Helwangspitze (Gipfel in Liechtenstein) 101
 Henze, Lotte 59, IV
 Hereshome Farm (New Jersey, USA) 219
 Herolzer Forst (nahe Sannerz) 89
 Hildel, Rudi 289
 Homann, Günther 201
 Hoop, Josef 116
 House of Commons (Parlament) 148
 House of Lords (Parlament) 148
 Houssman, John 235
 Hull House (Chicago) 220
 Hüsey, Trudi, geb. Dalgas 41, 45, 54, 79, 158,
 176, 183, 251, 288, IV, VI, VII
 Hutterer 133, 171, 203, 302
 Hütteroth, Ferdinand 96

I

Innenministerium, britisches 149, 150
 Internationale Arbeiterbewegung 22
 Isle of Man (U.K.) 148

J

Jackson, Jimmy Lee 271, XXIX
 Janice (Pseudonym) 237
 Johnson, Guy 150
 Jordan, Clarence 212, 231, 269, 307, XXIV
 Judentum 270
 Jüdische Flüchtlinge 305,
 Jugendbewegung 246, 278, 300, III

K

Kaliumbromid. *Siehe Bromismus, Bromid (als
 Medikament)*
 Kapp-Putsch 301,
 Keiderling, Karl 45, 61, 81, 162, 168, IV
 Keiderling, Ulrich und Ellen 178, 237, 283
 Keilhau 129
 Kellersberger, Eugene 194
 Kemble (England) 133
 Keuchhusten 157, 159, 161
 Kibbuz 147, 269
 Kindertransport 147
 King, Carroll 235
 King Jr., Martin Luther 269, 271, XXIX
 Kleiner, Christine 158, XIX
 Kleiner, Fritz 66, 139, 156, 158, 170, 182, 187,
 196, 211, XI, XVII, XVIII
 Koinonia Farm (Georgia, USA) 212, 269,
 307, XXIV
 Kolb, Luise 53, 60, 96, 246, V, VI. *Siehe auch
 Sumner, Bruce und Luise*
 Kommunismus, Kommunist 29, 38, 41, 84,
 90, 96, 134, 213, 234
 Kommunitarismus 213, 257
 Konzentrationslager 90, 93, 95
 Koran 235
 Kriegsdienstverweigerung aus Gewissens-
 gründen 113, 128, 235, 270

L

Landauer, Gustav 300,
 Land, Ruth, geb. Cassell 150, 160, 168, 204,
 211, 257
 Langeberg (Anhöhe nahe Sannerz) 57
 Leben in der Nachfolge (Buch) 282, 299

Leila (Pseudonym) 243
 Lepra. *Siehe Santa Isabel (Leprakolonie)*
 Lepramission (American Mission to Lepers) 194
 Lettland 35
 Liebknecht, Karl 23
 Liechtenstein, Fürstentum 99
 Liuzzo, Viola 271
 Löber, Christian und Sophie 111, 134, 265, 267, 280
 Lotzenius, Oskar 32
 Luftangriffe (2. Weltkrieg) 146
 Luís 19
 Luxemburg, Rosa 23

M

Maas, Nicky 288
 Macedonia, kooperative Gemeinschaft 235, 308
 Maendel, Nathan (JHAs Enkel) 289, 293, XXX
 Marchant, Will und Kathleen 212, 256, 282, XXIV
 Marsch von Selma nach Montgomery 271, XXIX
 Martin, Arno und Ruth 95, 126, 291,
 Mathis, Peter und Anni 182
 May, Karl 200
 McCarthy, Joseph (US-Senator) 215
 Mennoniten 69, 156, 245, 261
 Michaelis, Georg 27, 30, 300,
 Mills, Bertha 235
 Minehead (England) 131
 Mommsen, Richard und Dorothy 235, 238, 240, 281
 Moody, Douglas und Ruby 232, 236, 240, 244, 254, 263, XXVIII
 Moojen, Maria 43
 Moon, Sun Myung 284
 Moorestown (New Jersey, USA) 219
 Möttlingen 142

N

Nationalsozialismus 87
 Nelson, Claud 235
 Nicaragua 19
 Niemöller, Martin 303,
 Nietzsche, Friedrich 25
 Niklaus 201

Noble, Don und Marilyn 235
 Nouwen, Henri 282

O

Okkult, Okkultismus 235, 243
 Ometepe, Nicaragua 19
 Oswald 48

P

Papillenödem (Krankheit) 161
 Paraguay 149, XVIII
 Pazifismus, Pazifist 27, 43, 114, 129, 149
 Peace Pilgrim 234
 Peace Pledge Union. *Siehe Friedensvereinigung*
 Pendle Hill 218, XXIV
 Peters, Don 246
 Peterson, Eugene 9
 Pfarrernotbund 113
 Plough, The (Monatsmagazin) 143
 Potts, Tom und Florence 223, 236, XXIV
 Primavera (Paraguay) 156, XVIII
 Proletariat, Proletarier 41, 271
 Puerto Rosario (Paraguay) 155, 198, 211

Q

Quäker 43, 69, 136, 218, 223, 227, 245

R

Rabbitts, Phyllis, verheiratete Woolston 161, 203, 211
 Rachoff (Vasily Osipovich Rakhov) 178, 210, 272, 294, 301, 304
 Ragaz, Leonhard 302, 304, ,
 Raquel 19
 Regnery, Henry 228
 religiöser Sozialismus 69, 112
 Rhein 105, X
 Rhoads, Betty 219
 Rhoads, Grace 219, 223, XXIV
 Rhodes, Xaverie. *Siehe Sender, Xaverie*
 Rhön 65, 72, 77, 90
 Rhön Bruderhof. *Siehe Sparhof*
 Rifton (New York, USA) 232
 Riga (Lettland) 35
 Rio de Janeiro 153
 Robinson, Johnny 151, 153, 168, 256, 260, 282, XV
 Roosevelt, Eleanor 234, 305
 Roosevelt, Franklin 214

Rotkohl, Fräulein 63
 Rotte Korach 183
 Rudenstine, Neil 16
 Ruhr (Krankheit) 154, 159
 Ruth (Martin). *Siehe Martin, Arno und Ruth*

S

Sannerz 31, 42
 Santa Isabel (Leprakolonie) 188, 306, XXI
 Sapucaí. *Siehe Santa Isabel (Leprakolonie)*
 Schlüchtern 30
 Schwalbe, Fritz 28, 39
 Schweitzer, Albert 235
 Schwerner, Michael 268, 308
 Schwerner, Nathan und Anne 269, 295,
 XXIX
 Schwing, Sophie, verheiratete Löber 46,
 53, 60, 64, IV, V, VI. *Siehe auch Löber,
 Christian und Sophie*
 Seelsorge 237
 Sender, Sibyl 246, 263, 285
 Siedlungen 33. *Siehe auch Gemeinschafts-
 siedlungen, Kommunen*
 Siegmund-Schultze, Friedrich 302,
 Silum (Liechstenstein) 99
 Singh, Sadhu Sundar 68, 294, 301, ,
 Sondheimer, Friedel 95, 201, VII
 Sonnentrupp 51, V
 Sorokin, Pitirim 235, 308
 Sozialismus, Sozialist 27, 96, 134, 151, 154,
 235. *Siehe auch religiöser Sozialismus*
 Sparhof 65, 90, VII
 Spartakistenaufstand 22
 Sterbfritz 89
 Stern, Margaret 150
 STICA (Servicio Técnico Interamericano de
 Cooperación Agrícola) 188, 306
 Strickhof (Landwirtschaftsschule) 111, 303,
 , XI
 Sumner, Bruce und Luise 182, 265. *Siehe
 auch Kolb, Luise*

T

Tata. *Siehe von Hollander, Else („Tata“)*
 Täuferturn 171
 Thomas à Kempis 92
 Three Mile Island 284
 Tillich, Paul 302,
 Tolstoi, Leo, Tolstojaner 136, 154

Triesenberg (Liechstenstein) 116
 Trudi (Hüssy). *Siehe Hüssy, Trudi, geb. Dalgas
 Trümpli, Monika. Siehe Arnold, Monika (JHAs
 Schwester, verheiratete Trümpli)*
 Tyson, Jane. *Siehe Clement, Bob und Jane
 Tyson*

U

Umnachtungszustände 168
 Universität Breslau 35
 Universität Halle 35
 Universität von Harvard 18, 239

V

Vaduz (Liechstenstein) 102
 Vergebung 128, 152, 202, 231, 244, 265, 272,
 275
 Versöhnungsbund 69, 134, 220, 234. *Siehe
 auch Siegmund-Schultze, Friedrich*
 Vertrauen 44, 70, 155, 181, 228, 266, 275
 Vietnamkrieg 268, 270, 284
 Volksabstimmung 93
 von Adamsky, Adam 39
 von Gagern, Heinrich Freiherr 113
 von Hildebrand, Dietrich 238, 308
 von Hollander, Else („Tata“) 35, VIII, IX
 – Bruderhof Mitgründer 32, IV, V
 – Herkunft 34
 – J. Heinrich Arnold und 36, 53, 67, II
 – Krankheit und Tod 75, 82, 302,
 von Hollander, Emmy. *Siehe Arnold, Emmy
 geb. von Hollander (JHAs Mutter)*
 von Hollander, Monika. *Siehe Barth, Monika,
 geb. von Hollander*
 von Köller, Ilse 264
 von Mücke, Helmut 28
 von Schönburg-Waldenburg, Fürst
 Günther 302,

W

Wächter, Annemarie. *Siehe Arnold,
 Annemarie, geb. Wächter (JHAs Ehefrau)*
 Wächter, Hedwig 135, 304,
 Waldquelle 61
 Walensee (Schweiz) 111
 Wallkill River (New York, USA) 232
 Wegner, Liesel, verheiratete Arnold 96
 West, Cornel 18
 Willis, Paul 235

- Wingard, Dora 291
 Winter, Dr. (Arzt in Cirencester) 135, 137
 Winter, Else. *Siehe Arnold, Else (JHAs Tochter, verheiratete Winter)*
 Wisner, Arthur 255, 260, 271
 Wolf, Max 46
 Woodcrest (Rifton, NY, USA) 231, 232, 308, XXV
 Wood, Giovanna 284, 294
 Woolston, Phyllis. *Siehe Rabbits, Phyllis, verheiratete Woolston*
 Workers' Education Association. *Siehe Arbeiterbildungsverband; Siehe Arbeiterbildungsverband*
- Z**
- Zander, Paul 71, 119
 Zigeuner 89
 Zimmerman, Milton 261, 263, 271, 273, 292
 Zimmermann, Marianne 102, 183
 Zionismus 147, 234
- Zitadelle (Versamlungsraum der Heilsarmee in Birmingham) 136
 Zumpe, Ben 253, 290
 Zumpe, Emy-Margret 172, 251, 277. *Siehe auch Arnold, Emy-Margret (JHAs Schwester, verheiratete Zumpe)*
 Zumpe, Hans
 – Eberhard Arnold (Schwiegervater) und 74, 114, 122
 – Gemeindeleiter, in der Rolle als 125, 133, 166, 175, 180, 183
 – Heirat (Emy-Margret) 75, VII
 – J. Heinrich Arnold und 70, 152, 163, 249
 – Tod bei Flugzeugabsturz 278
 – Versöhnungsversuche von JHA und 275
 Zumpe, Heidi, verheiratete Barth 178, 179, 185, 298
 Zündel, Friedrich 305,

BUCHHINWEIS

NEUFELD VERLAG



Markus Baum

Eberhard Arnold

Ein Leben im Geist der Bergpredigt

„Seit der Zeit Jesu haben kleine Gruppen ernsthafter Christen versucht, der Ethik der Bergpredigt entsprechend zu leben. Die Lebensgeschichte eines dieser Menschen liegt hier vor uns. Dieses Buch legt Zeugnis ab von Gottes Treue und Gottes Handeln in der Geschichte.“

Jim Wallis im Vorwort

Eberhard Arnold (1883–1935) gehört zu den großen Gestalten der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts. Ohne Berührungängste pflegte der Zeitgenosse und Gesprächspartner von Karl Barth, Martin Buber und Leonhard Ragaz den lebendigen Austausch mit der Jugendbewegung wie mit der christlichen Studentenarbeit, mit der Evangelischen Allianz wie mit dem religiösen Sozialismus.

Er hielt evangelistische Vorträge, setzte sich publizierend mit der Gedankenwelt seiner Zeit auseinander und gründete die Bruderhof-Bewegung, die sich bis heute auf ihn beruft. Und er rang leidenschaftlich darum, Jesus kompromisslos zu folgen.

252 Seiten, gebunden, mit s/w-Abbildungen

ISBN 978-3-86256-035-6, E-Book: ISBN 978-3-86256-716-4

BUCHHINWEIS

NEUFELD VERLAG

n[®]

Josef Ben-Eliezer

Meine Flucht nach Hause

Als Jude in Frankfurt am Main geboren, flieht Josef Nacht mit seiner Familie vor dem Holocaust nach Polen und landet schließlich im sibirischen Arbeitslager. Hunger und Not sind tägliche Begleiter. Gemeinsam mit seiner Schwester gelingt dem 13-Jährigen die Reise nach Teheran.

Von dort aus gelangen sie 1943 nach Palästina. Josef nennt sich nun Ben-Eliezer und kämpft als Soldat für die Unabhängigkeit Israels. Doch die Unmenschlichkeit des Krieges verfolgt ihn weiter: Warum können Menschen nicht friedlich miteinander leben?

Josef Ben-Eliezer bleibt auf der Suche nach dem Wahren und Guten. Er will für etwas leben, „das größer ist“. Schließlich findet er in der Bruderhof-Gemeinschaft in Deutschland zum ersten Mal in seinem Leben echte Heimat. Hier begegnet der Jude Josef Ben-Eliezer dem Juden Jesus ...

141 Seiten, gebunden, mit s/w-Abbildungen
ISBN 978-3-86256-059-2

Der Neufeld Verlag ist ein unabhängiger, inhabergeführter Verlag mit einem ambitionierten Programm. Wir möchten bewegen, inspirieren und unterhalten.

**Stellen Sie sich eine Welt vor,
in der jeder willkommen ist!**

Das wär's, oder? Am Ende sehnen wir alle uns danach, willkommen zu sein. Die gute Nachricht: Bei Gott bin ich willkommen. Und zwar so, wie ich bin. Die Bibel birgt zahlreiche Geschichten und Bilder darüber, dass Gott uns mit offenen Armen erwartet. Und dass er nur Gutes mit uns im Sinn hat.

Als Verlag möchten wir dazu beitragen, dass Menschen genau das erleben: *Bei Gott bin ich willkommen.*

Unser Slogan hat noch eine zweite Bedeutung: Wir haben ein Faible für außergewöhnliche Menschen, für Menschen mit Handicap. Denn wir erleben, dass sie unser Leben, unsere Gesellschaft bereichern. Dass sie uns etwas zu sagen und zu geben haben.

Deswegen setzen wir uns dafür ein, Menschen mit Behinderung willkommen zu heißen.

*Folgen Sie uns auch auf www.facebook.com/NeufeldVerlag
und in unserem Blog unter www.neufeld-verlag.de/blog/!*